

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



März 2010

Robert Bosch **Stiftung**

:: Die neuen Preisträger:

Terézia Mora

Abbas Khider

Nino Haratischwili

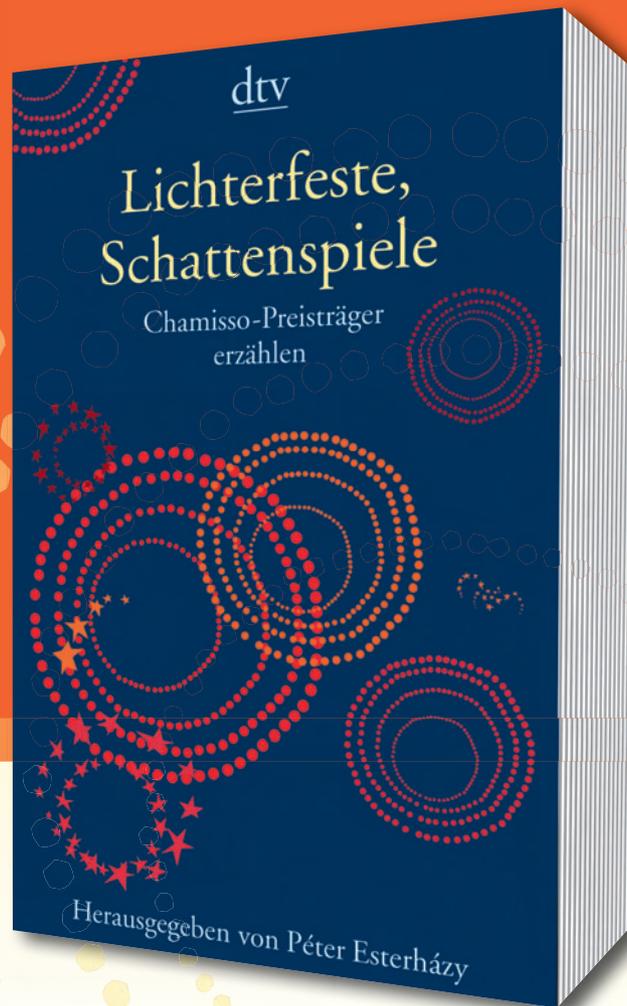
:: Chamisso – wohin?

Rückblick auf ein

Symposium in Marbach



Feiern, wie die Feste fallen – und in zwei Kulturen zuhause



Originalausgabe

320 Seiten € 9,90 2009

ISBN 978-3-423-13828-4

Zum 25. Jubiläum des Chamisso-Preises erzählen ehemalige Preisträger über Familienfeiern und religiöse Feste. Ein spannungsreicher Blick auf Familien, Kulturen und Traditionen in der heutigen Gesellschaft.

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Das Jubiläumsjahr 2009 zur 25. Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises mit zahlreichen Lesungen und Schreibwerkstätten, einer Ausstellung, einem Lesebuch und einem Fachsymposium war ein guter Erfolg; über den Zuspruch haben wir und alle beteiligten Autoren uns sehr gefreut. Ein Begleiter durch das Jubiläumsjahr bildete unser Magazin *Chamisso*. Was ursprünglich nur temporär mit drei Ausgaben geplant war, erlebte so viel positive Resonanz durch Sie, die Leser, dass wir beschlossen haben, das Magazin auch über das Jubiläumsjahr hinaus weiterleben zu lassen.

Vor Ihnen liegt hiermit die erste reguläre Ausgabe von *Chamisso*, in der wir Ihnen die Preisträgerin des Jahres 2010, Terézia Mora, und die beiden Förderpreisträger 2010 Abbas Khider und Nino Haratischwili vorstellen. Daneben berichten wir in einem Artikel über das Marbacher »Chamisso-Symposium«, bei dem sich interessante Perspektiven auf den Preis und die Literatur, für die er steht, ergaben. Wir hoffen, dass sie zur weiteren Diskussion anregen können.

Zukünftig soll das Magazin *Chamisso* einmal jährlich über die aktuellen Preisträger und über Entwicklungen des Preises informieren. Die biografischen und bibliografischen Informationen zu allen Preisträgerinnen und Preisträgern, die wir Ihnen bisher im Katalog *Viele Kulturen – eine Sprache* zugänglich gemacht haben, halten wir von nun an aktuell auf unserer Internetseite www.bosch-stiftung.de/chamissopreis für Sie bereit. Dort finden Sie neben Videoclips zu den Autoren Leseproben und andere Informationen rund um den Preis.

Das zunehmende Interesse an den Werken der Preisträger zeigt uns, dass die »Chamisso-Autoren« zwischen ein prägender Teil deutschsprachiger Gegenwartsliteratur und zugleich auch literarische und sprachliche Brückenbauer zwischen der deutschen Kultur und der ihres Herkunftslandes sind.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!



Dieter Berg

Vorsitzender der Geschäftsführung
der Robert Bosch Stiftung



4 Modernes Arbeitsnomadentum **Terézia Moras Romane und ihre Helden**

Von Sigrid Löffler



10 »Das Deutsche hält mich auf Distanz«

**Abbas Khider wird für sein Debüt
ausgezeichnet**

Von Hubert Spiegel



14 »Eine gute Literatur braucht keine Nationalität«

Die Dramatikerin Nino Haratischwili

Von Lerke von Saalfeld



18 Chamisso – wohin?

Rückblick auf ein Symposium in Marbach

Von Klaus Hübner

22 Neuigkeiten

Termine – Autoren – Impressum



Modernes Arbeitsnomadentum, Selbstverlust in der Fremde

Über Terézia Moras Romane und ihre Helden

Von Sigrid Löffler

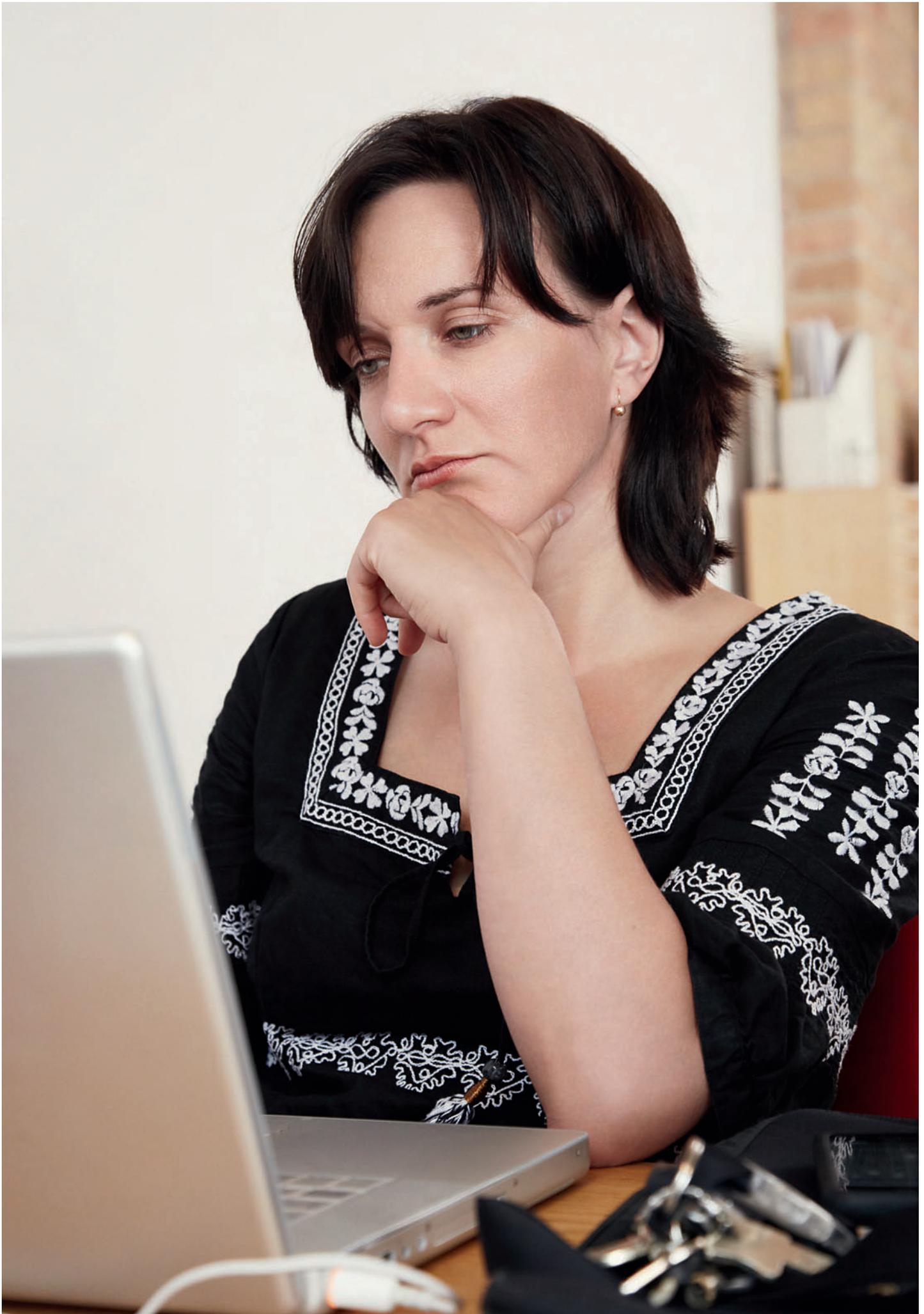
Sopron nennen die Ungarn das Städtchen; die Österreicher nannten es einst Ödenburg. Die Gegend war ein vergessener Grenzlandwinkel, ehe Terézia Mora ihn literaturfähig machte. Terézia Mora ist dort geboren, im Jahr 1971; sie entstammt der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn, und das bekam sie von klein auf zu spüren: »Wir sind die einzige fremde Familie im Dorf. Sprechen fremd und beten nicht. Die Lehrerin hat es gerade erklärt: Wer spricht, wie man in meiner Familie spricht, ist ein Faschist«, liest man in der Geschichte »Der Fall Ophelia«. Terézia Mora gewann mit diesem Text 1999 in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis.

Ihr erster Erzählungsband *Seltsame Materie*, vor elf Jahren erschienen, berichtet von dem ruhelosen, finsternen, mehrsprachigen Menschenschlag, der dort im Winkel hauste, im schlammigen Grenzdorf hinter dem verschifften Steppensee. Es sind dunkle und archaische Kindheits- und Jugendgeschichten, die von Grenzwächtern und Grenzgängern erzählen und vom tückischen Schilfsee, der Freiheit verheißt, aber auch Ertrinken. Die Freiheit winkt von drüben, vom anderen Ufer her, das man nicht sehen kann. Hier, am ungarischen Süd-Ende des Neusiedlersees, im unfesten Schlamm- und Schilfgürtel, war der so genannte Eiserne Vorhang wie aufgeweicht. Als ungesicherte Grenze lockte er Fluchtwillige aus dem Landesinneren an und verschaffte Schleppern wie dem Großvater ein Zubrot, oft in Gestalt von Goldplomben oder goldenen Eheringen, denn die Flüchtlinge waren meist mittellos.

»Der See ist unser Auskommen, so oder so«, lautete der Familienspruch.

1990, als Neunzehnjährige, verließ Terézia Mora das sprachgemischte Grenzland und ging nach Berlin, wo sie Theaterwissenschaften und Hungarologie an der Humboldt-Universität studierte und zudem ein Drehbuch-Studium an der Deutschen Film- und Fernseh-Akademie absolvierte. Ein kurzes und schlimmes Intermezzo als Filmdramaturgin verleidete ihr rasch das Skript-Schreiben und zeigte ihr klar, was sie künftig machen wollte – nämlich selbstbestimmt künstlerisch arbeiten, als Übersetzerin aus dem Ungarischen und als Schriftstellerin.

Für ihre brillante Übertragung von Péter Esterházy's Meisterroman *Harmonia Caelestis* wurde sie viel gepriesen, und die beiden Romane, die sie ihrem Erzähl-Debüt folgen ließ, haben ihren Rang als deutschsprachige, aber zweisprachig geprägte Autorin gefestigt. In Moras Literatur ist ein Nachhall der deutschen Sprachgrenze zu spüren, und ihr erster Roman *Alle Tage* (2004) berichtet auch von solchen sprachlichen Grenzerfahrungen. Der Roman macht dieses Schwindelgefühl zwischen den Sprachgrenzen und über die Sprachgrenzen hinaus zu seinem Thema. Es geht um das Übersetzen, um das Problem der Identität von Menschen, die die Sprache wechseln und schließlich das Bewusstsein von Muttersprache überhaupt verlieren. Nicht zufällig ist Moras erster Romanheld, Abel Nema, ein Übersetzer.





Ihr Thema sind sprachliche Grenzerfahrungen

Terézia Mora hat mehrfach geäußert, beide Romanfiguren seien bereits 1998 gleichzeitig bei ihr entstanden: das hochneurotische Sprachgenie Abel Nema aus *Alle Tage* und der tollpatschige, eher einfach gestrickte Computer-Nerd Darius Kopp, *Der einzige Mann auf dem Kontinent*. Dass sie sich zuerst für Abel Nema entschied, hänge mit dessen schwierigem Charakter zusammen – das Pathologische daran war ihr nahe und hat sie fasziniert.

Abel Nema hat einige äußere Lebensdaten mit seiner Autorin gemein. Auch er ist von Beruf Übersetzer, und er teilt mit ihr das Lebensalter im Jahr 2004 – im

Roman ist er 33 Jahre alt. Er stammt aus einer kleinen Stadt in Südosteuropa, in der Nähe dreier Grenzen, und mit neunzehn Jahren setzt er sich nach Berlin ab, einerseits um der Einberufung zum Militär und einem heraufziehenden Bürgerkrieg zu entgehen, vor allem aber aus einem anderen Grund.

In Berlin wird Abel Nema bald staatenlos, denn sein Herkunftsland stürzt in Sezessionskriege und zerfällt in kleine Teilstaaten, doch Abel Nema gehört zu keinem, sein Pass gilt nicht mehr. Ihm droht die Abschiebung. Doch Landsleute helfen ihm, erkennen seine Begabung: Binnen zehn Jahren erlernt er im Labor zehn Sprachen, die er alle völlig akzentfrei, aber auch völlig steril spricht. Er spricht »wie einer, der nirgends herkommt«, heißt es einmal über ihn. Er wandert in fremde Sprachräume ein und verliert dabei sich selbst. Die Frau, die mit ihm eine Scheinehe eingeht, um ihn vor

der Ausweisung zu bewahren, vermutet, Abel Nema habe »seine zehn Sprachen auch nur gelernt, um einsamer sein zu können als mit drei, fünf oder sieben«.

Dieser Abel Nema ist eine ebenso geheimnisvolle wie faszinierende Gestalt. Er beherrscht zwar zehn Sprachen, aber er spricht kaum. Sein Schweigen bezaubert und verhext die Menschen. Er aber entzieht sich ihnen, bleibt unberührbar, ein Meister des Verschwindens. Sein Name ist Programm: Nema - Niemand und Nichts.

Seine Sexualität gibt den Menschen Rätsel auf, als Geschlechtswesen bleibt er ihnen ungreifbar und unbegreiflich. Sie reagieren heftig auf ihn, sie hassen ihn, verzweifeln an ihm, kämpfen mit ihm, verlieben sich in ihn. Abel Nemas Tragödie liegt aber darin, dass sich ein bestimmter Mensch eben nicht in ihn verliebt hat -

der einzige Mensch, auf den es ihm auf der Welt ankäme, sein Schulfreund Ilia, der einzige Mensch, zu dem Abel Nema je gesagt hat »Ich liebe dich«, und der ihn schroff zurückwies: »Ich dich aber nicht.«

Der Schmerz dieser Zurückweisung brennt sich unauslöschlich in ihm ein und wird tragisch manifest, weil ihn der Bürgerkrieg gleichzeitig in die Fremde hinausgeschleudert hat. Beides zusammen macht aus Abel Nema einen zerquälten, rastlosen und unglücklichen Menschen. Das Trauma macht ihn empfindungslos. Alle seine Sinne, mit Ausnahme des Gehörs, sind gedämpft; Abel schmeckt und riecht nichts mehr, wird niemals betrunken, kann sich in der Welt nicht mehr orientieren, verirrt sich permanent, kommt immer und überallhin zu spät, lebt wie aus der Welt gefallen, bleibt immer und überall ein Fremder, Nicht-Zugehöriger.

1990 kam Terézia Mora nach Berlin, dort lebt und arbeitet sie seither als Übersetzerin und Schriftstellerin.



Er treibt sich in Schwulenbars herum, aber er bleibt nur Zuschauer. Er schleppt Strichjungen ab, aber er berührt sie nicht. Er sei unberührt, beichtet er gegen Schluss des Romans, in einem riesigen, wüsten Monolog, in dem er erstmals »Ich« sagt: Er habe sich aufbewahrt für den einen und einzigen Bräutigam. Doch diese Beichte geschieht im Drogenrausch, in einem Delirium knapp unter der tödlichen Dosis. Am Anfang und am Ende des Romans erleben wir Abel Nema, wie er halb totgeschlagen und kopfunter von einem Klettergerüst auf einem verwaorsten Spielplatz hängt, die Füße mit Klebeband zusammengebunden. Passantinnen finden ihn, mit schwerem Schädeltrauma und aus einer Seitenwunde blutend. Der Roman erzählt, wie Abel Nema dahin gelangt ist und wer ihn so zugerichtet hat.

Der Roman besticht durch den Reichtum und die Vielfalt an Lesarten, die er anbietet. *Alle Tage* ist eine obsessive Liebesgeschichte, ein politischer und metaphysischer Zeit- und Gesellschaftsbefund und zugleich eine Märtyrers-Legende. Die religiösen Konnotationen sind unübersehbar. Abel Nema ist nicht nur ein biblischer Abel; er ist auch eine negative Christus-Figur, eine Erlösergestalt, die niemanden retten kann, am allerwenigsten sich selbst. Es ist ein Freitag, an dem Abel 33-jährig kopfunter gekreuzigt wird und in einen todesähnlichen Schlaf verfällt. »Jetzt wirst du vollendet«, denkt er noch.

Spöttische Innenansicht einer fragwürdigen Branche

Es liegt auf der Hand, dass man Terézia Moras Erstlingsroman auch als politische Metapher lesen kann – als Allegorie auf den identitäts- und heimatlosen Migranten, der sich einerseits überall anpassen kann, aber andererseits überall als ein Fremdkörper hervorsticht. Das ist ja ein Thema des Romans: das moderne Arbeitsnomadentum, die migrantische Existenz, der Selbstverlust in der Fremde.

All dies in einem quecksilbrigen, fintenreichen, temperamentvollen Erzählton vorzubringen, ist Terézia Moras besondere Kunst. In ihren beiden Romanen hat sie einen ganz eigentümlichen, rasanten Erzählstil entwickelt. Es gibt bei ihr keinen klar benennbaren Erzähler, schon gar keinen allwissenden; es sind viele Stimmen, die sich gegenseitig ins Wort fallen und das Geschehen aus den unterschiedlichsten Perspektiven



kommentieren. Auch wenn nur einer denkt und redet, denkt und redet er mit sich selbst durcheinander, widerspricht sich in Rede und Gegenrede und in blitzschnellen Modulationswechseln. Wie sonst ließe sich die Desorientierung und Fragmentierung in einer so komplexen wie zerfaserten Welt angemessen darstellen?

Denn auch Moras zweiter Romanheld Darius Kopp ist eine halt- und orientierungslose, fragmentierte Existenz, ein Luftwurzler, wenn auch – ganz anders als Abel Nema – ein tragikomischer. Darius Kopp arbeitet in der IT-Branche, er ist Informatiker in Berlin und vertreibt kabellose Netzwerk-Systeme. Eigentlich ist alles in seiner IT-Welt bloß virtuell – ungreifbar, immateriell und flüchtig. Seine Firma, die er als *Der einzige Mann auf dem Kontinent* vertritt, ist nur eine Website im Internet; die Mitarbeiter sind nichts als ein paar global verstreute Internet-Adressen und Handy-

- :: **Seltsame Materie.** Erzählungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 1999 (Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg, 2000; Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Tb, 2000)
- :: **NULL.** Anthologie im Internet. Köln: DuMont Verlag, 1999
- :: »Der ungleichgültige Ort. So kam ich«. In: **New York – Berlin – Moskau.** Literaturmagazin 46. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2001
- :: **Alle Tage.** Roman. München: Luchterhand Literaturverlag, 2004
- :: **Der einzige Mann auf dem Kontinent.** Roman. München: Luchterhand Literaturverlag, 2009

Nummern; Kopp macht Luftgeschäfte mit virtuellen Produkten und virtuellem Geld. Kopp ist netzsüchtig, doch inmitten der permanenten Flackerreize der Kommunikationsmaschinen, an die er angeschlossen ist, kommuniziert er nur ins Leere.

Denn dies ist die Ironie des Romans: Darius Kopp hält sich für einen Teil der Informations-Elite der Welt, doch de facto ist er von allen wichtigen Informationen abgeschnitten. Den Widerspruch zwischen dem grandiosen Selbstbild der IT-Branche und der kläglichen Realität von Koppes Berufsalltag kostet Terézia Mora genüsslich aus, doch ohne ihren tollpatschigen und chaotisch desorganisierten Helden zu denunzieren. Das prahlerische Gerede und bombastische Auftreten der



Terézia Mora bei einer Lesung im Esslinger Georgii Gymnasium, November 2009.

IT-Menschen mit ihrem Fach-Kauderwelsch kann nicht darüber hinwegtäuschen, wie prekär deren Lage tatsächlich ist, ständig bedroht von Firmen-Übernahmen und Firmen-Pleiten. Terézia Mora liefert die spöttische Innenansicht einer fragwürdigen Branche, die spätestens seit der New-Economy-Krise entzaubert ist.

Darius Kopp ist das glatte Gegenteil eines smarten, effizienten Managers. Er ist ein Schlamper und Faulpelz, träge, unkonzentriert und undiszipliniert. Alles Unangenehme schiebt er auf und vor sich her (»Morgen ist auch noch ein Tag«). Er ist ein Oblomow, gesegnet mit der Gabe des Verdrängens, ein Stoiker und Phlegmatiker von sturem Weltvertrauen (»Man mag mich«). Er blendet alles aus, was ihn aus der Ruhe bringen könnte. Und er will nicht wahrhaben, dass er als Verkäufer, Kundenbetreuer und Mitarbeiter völlig unproduktiv ist: »Du bist ein Nullsummenspiel, nein, das wäre zu hart gesagt. Nein, ich bringe ihnen schon mehr ein, als dass ich sie koste (Das stimmt nicht ...).«

Unentwegt surft Kopp im Internet, aber er erreicht niemanden, am allerwenigsten seine Chefs. So weiß er

nicht, dass seine Firma längst verkauft ist und sein Posten als »einziger Mann auf dem Kontinent« gar nicht mehr existiert. Das ist die böse Pointe des Romans: Darius Kopp ist bereits die ganze Zeit arbeitslos, während er noch sinn- und orientierungslos herummurkst.

Ist Darius Kopp also ein Loser, der klassische Verlierer, der immer auf der Strecke bleibt? Oder ist sein Panzer aus gemütlicher Dickfelligkeit und unerschütterlicher Zuversicht vielleicht die einzig richtige Haltung in der heutigen Arbeitswelt, wenn man nicht aufgegeben werden will und nicht verzweifeln vor Existenzangst?

Terézia Moras hochironischer Roman ist für beide Lesarten offen. Ihr Darius Kopp ist im Kern unverwundbar und unverwüstlich. Seine Trägheit lässt sich verstehen als Akt des Widerstands und der charmanteren Renitenz. Sie immunisiert ihn gegen die verschleißenden Ansprüche der Arbeitswelt. So gesehen, muss man sich Darius Kopp als glücklichen Menschen vorstellen. Und man wäre nicht überrascht, wenn man ihm in Terézia Moras nächstem Roman erneut begegnen würde.

»Wenn ich auf Arabisch schreibe, handelt alles von Leid. Das Deutsche hält mich auf Distanz.«

Abbas Khider wird für seinen Debütroman ausgezeichnet

Von Hubert Spiegel

Abbas Khider wurde 1973 in Bagdad geboren. In der Geschichte seines Heimatlandes war dies das Jahr, in dem Saddam Hussein ein weiterer Schritt auf dem Weg zur Machtübernahme gelang: Der Revolutionsrat ernannte den damaligen Vizepräsidenten zum Drei-Sterne-General der irakischen Streitkräfte.

Im Jahr 1979, Abbas Khider ist sechs Jahre alt, wird Saddam zunächst Generalsekretär der Regierungspartei, dann Parteivorsitzender und schließlich Staats- und Regierungschef. Sofort beginnt das Blutvergießen: Saddam diffamiert missliebige Parteikollegen und lässt sie ohne ein Gerichtsverfahren liquidieren. Von nun an befindet sich Irak auf dem Weg zur Diktatur.

Während Abbas Khider in Bagdad heranwächst, führt Saddam Krieg: Erst gegen das Nachbarland Iran, dann, im Zweiten Golfkrieg 1990/91, gegen Kuwait, dem die Vereinigten Staaten als Verbündete beistehen. Zehntausende, ja Hunderttausende junger Iraker, oft nur wenig älter als der Teenager, müssen ihr Leben auf den Schlachtfeldern lassen. Die irakische Armee wird vernichtend geschlagen, aber die amerikanischen Truppen brechen den Marsch auf Bagdad ab, woraufhin Saddam die Reste seiner Armee einsetzt, um den Aufstand der schiitischen Kurden im Süden des Landes blutig niederzuschlagen.

Zwei Jahre später, Abbas Khider ist gerade einmal neunzehn Jahre alt, wird er erstmals verhaftet. Nahezu sein ganzes Leben lang hat er an der Spitze seines Heimatlandes einen Mann erlebt, dem Menschenleben nichts galten, der Massaker anordnete, Giftgas gegen

die eigene Bevölkerung einsetzte, Freunde liquidieren ließ und eine Geheimpolizei beschäftigte, die zahllose Iraker ins Gefängnis steckte und folterte. Fast sein ganzes Leben also hat Abbas Khider in einer Diktatur verbracht. Er kennt nichts anderes, es gibt weder Satellitenfernsehen noch das Internet. Und doch entschließt er sich zum Widerstand und wird politisch aktiv.

Rasul Hamid, der Ich-Erzähler in Abbas Khiders Debütroman *Der falsche Inder*, rekapituliert zu Beginn die Jahre des Kriegs, der zahllosen kleinen Kämpfe und Aufstände und zieht ein fatalistisches Fazit: »Das Feuer ist das Schicksal dieses Landes, gegen das selbst die Wasser der beiden großen Flüsse Euphrat und Tigris machtlos sind.«

Aber wie sein Autor will Rasul Hamid sich nicht widerstandslos in dieses Schicksal fügen. Achtzehn Monate und vier Tage verbringt Hamid in einem irakischen Gefängnis, dessen Wände er mit seiner Schrift bedeckt, bevor er in der Krankenabteilung endlich das heiß ersehnte Schreibpapier bekommt. Es gelingt ihm zwar, seine Aufzeichnungen aus dem Gefängnis zu schmuggeln, als er schließlich entlassen wird, aber zuhause werden sie von seiner Mutter verbrannt – zusammen mit der verlausten Kleidung, in die er sie eingnäht hatte, um sie vor den Blicken der Aufseher zu verbergen.

So erfahren wir in dem Roman nur wenig über die Gefängniszeit, denn obwohl Rasul Hamid sich als einen Vielschreiber bezeichnet, hat er über diese Phase sei-



Abbas Khider wusste immer genau, was er schreiben wollte, aber eben lange nicht wie.

nes Lebens später kaum etwas geschrieben. Ihm genügen wenige Sätze, um die Folgen von Haft und Folter zu beschreiben: Angstattacken, Schlafstörungen, Alpträume. »Das Gefängnis hatte ich zwar hinter mir gelassen, aber es existierte immer noch tief in meiner Seele.«

So hart und unmittelbar stoßen bei ihm Fiktion und Realität aneinander

»Ich kann nicht mehr schlafen. Nur vormittags lege ich mich manchmal hin. Im Gefängnis war es dunkel. Ich habe zwei Jahre die Sonne nicht sehen können. Man hat mich mit Elektroschocks gefoltert. Das Gefängnis ist fort, die Dunkelheit ist geblieben.«

Im Gegensatz zum ersten Zitat stammen diese Sätze nicht aus dem Roman, sondern aus einem kurzen Interview, das der Autor im vorigen Jahr gegeben hat. So hart und unmittelbar, für hiesige Verhältnisse kaum

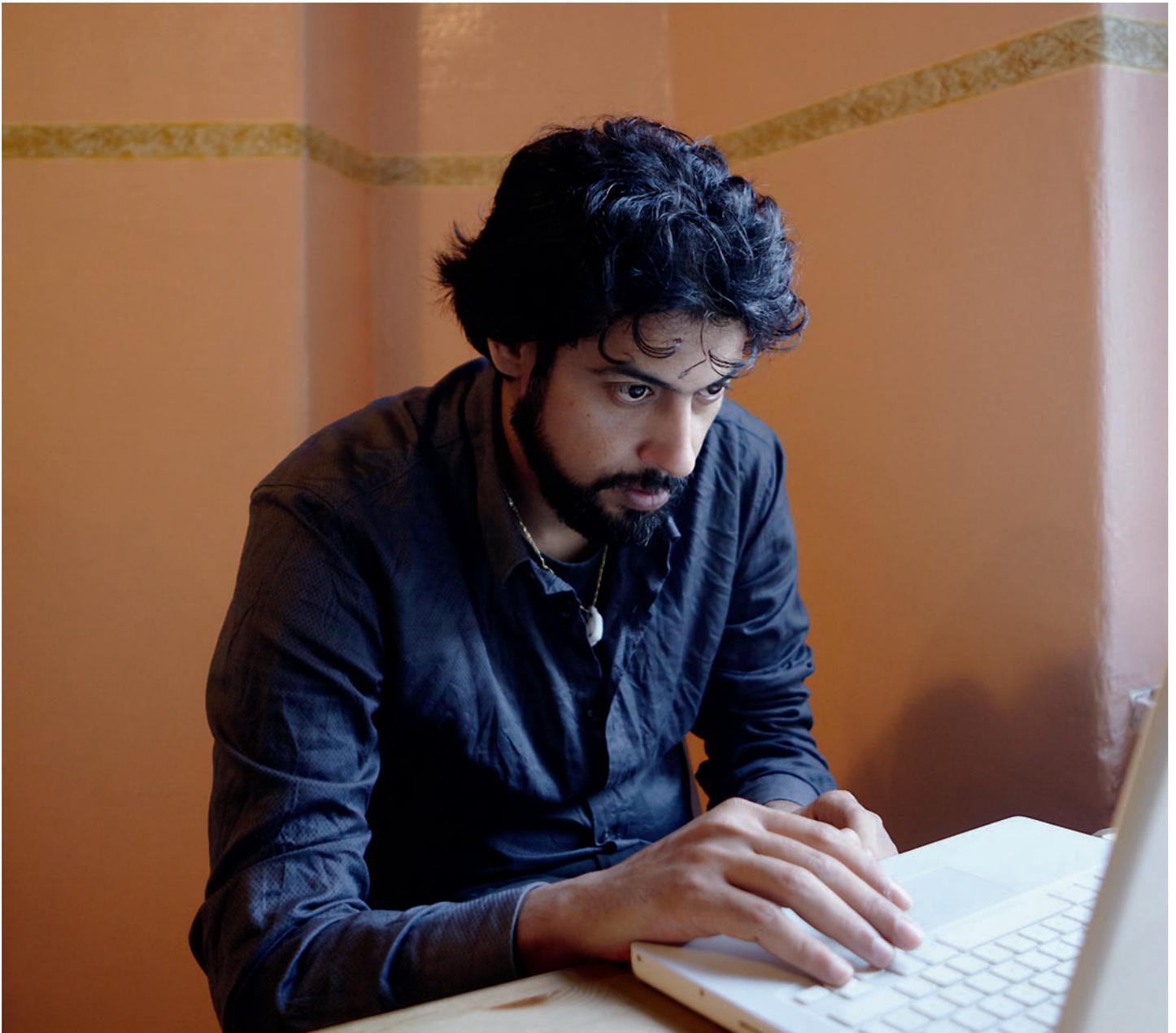
vorstellbar, können mitunter Fiktion und Realität, Romanhandlung und Autobiografie aneinanderstoßen. Im selben Interview verrät Abbas Khider auch, wie er mit der Last seiner Erlebnisse während der Haft umzugehen lernte: »Mit Humor. Der Mensch hat diese wunderbare Fähigkeit, selbst in der grausamsten Situation noch Humor haben zu können. Ich bin mir sicher, dass auch im Nationalsozialismus einige Leute nur dadurch überlebten, dass sie sich ihren Humor bewahrt haben.«

Wie scharf und ätzend, aber auch selbstironisch dieser Humor sein kann, zeigt sich nicht nur im Roman, sondern auch in den Gedichten, mit denen Abbas Khider die literarische Szene betrat, bevor 2008 sein Debütroman erschien, für den er jetzt den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2010 erhält. In dem von seinem Landsmann Khalid Al-Maaly vor drei Jahren herausgegebenen Band mit dem Titel *Rückkehr aus dem Krieg*, einer zweisprachigen Anthologie neuer irakischer Lyrik, zieht Khider einmal einen Vergleich, der auf deutsche Leser zwar verstörend wirken mag, aber

im Licht von Khiders Worten über die Funktion des Humors eine ungeheure Prägnanz entwickelt. In dem 2003 entstandenen Gedicht »Massaker im Hausgarten« heißt es:

**Zigtausende sind an Senfgas gestorben
zig Massaker auf den Straßen
und ein weit'res Massaker
im Schaukelstuhl zwischen Abbas bin Kidi
und dem Gedicht.**

Hier geht es nur auf den ersten Blick um die Diskrepanz zwischen dem Morden draußen und der scheinbar geruhsamen Situation des Lyrikers im Schaukelstuhl. Tatsächlich wird hier eine innere Beziehung zwischen der realen Situation auf den Straßen und dem Gedicht hergestellt und im selben Atemzug ironisiert: Die Massaker sind nicht identisch, aber sie haben durchaus miteinander zu tun.



- :: **Der falsche Inder.** Roman. Hamburg: Edition Nautilus, 2008
- :: »Massaker im Hausgarten«. Gedicht. In: Khalid Al-Maaly (Hrsg.), **Rückkehr aus dem Krieg.** Eine Anthologie zeitgenössischer Lyrik aus dem Irak. Köln/Frankfurt am Main: Kirsten Gutke Verlag, 2008



Abbas Khider hat im Gefängnis zwei Jahre die Sonne nicht sehen können.

Eine Odyssee auf dem Geisterschiff

Als Abbas Khider 1996 aus dem Gefängnis entlassen wurde, floh er aus dem Irak und begann eine Odyssee als illegaler Flüchtling durch etliche Länder, bevor er im Jahr 2000 nach Deutschland kam. Er war auf der Durchreise, besaß aber keinen gültigen Pass und wurde deshalb verhaftet. Die Ausweisung in den Irak drohte, konnte aber durch einen Asylantrag abgewendet werden. Seitdem lebt Khider in Deutschland, zunächst in München, wo er das Studium der Philosophie und Literaturwissenschaft aufnahm. Später zog er nach Berlin, wo er seinen ersten Roman vollendete.

Der Kritiker der *Süddeutschen Zeitung* hat *Der falsche Inder* als »radikal unsentimentalen Report aus der Hölle« bezeichnet. Das ist zweifellos zutreffend, was die Vergegenwärtigung der Flüchtlingserfahrung betrifft: Wie eng der Verlust der Heimat für den Umherziehenden mit dem Verlust fast aller Rechte verbunden ist, wie sich Ohnmachtserfahrung an Ohnmachtserfahrung reiht, das beschreibt Abbas Khider mit kaltem Blick. Aber die Bezeichnung »Report« wird dem literarischen Anspruch dieses Buchs nicht gerecht, das sich innerhalb einer Rahmenhandlung entwickelt und unablässig zwischen den Zeiten und Ländern hin und herspringt.

Fünf Jahre lang, so verrät schließlich der Erzähler, habe er vergeblich versucht, seine »Fahrt auf dem Geisterschiff«, seine »Odyssee«, niederzuschreiben: »Und immer wieder hörte ich auf, weil ich nicht überzeugt war, weil mir die Erzählstruktur fehlte, weil ich nicht zufrieden war. Ich wusste immer genau, was ich schreiben wollte, aber eben nicht wie!«



Jetzt hat Abbas Khider nicht nur einen beeindruckenden Roman in einer Sprache geschrieben, die nicht seine Muttersprache ist, sondern er hat dafür auch Einladungen, Stipendien und diese Auszeichnung erhalten. Dass er *Der falsche Inder* auf Deutsch verfasste, so hat der Schriftsteller einmal gesagt, habe ihm manches erleichtert: »Wenn ich auf Arabisch schreibe, handelt alles vom Leid. Das Deutsche hält mich auf Distanz.«

So, mit der hilfreichen Distanz, die eine neue Sprache vermittelt, mit seinem facettenreichen Humor als Überlebensmittel und dem Formbewusstsein des Lyrikers ist Abbas Khider ein außergewöhnlicher Roman gelungen, der seinen autobiografischen Gehalt in einem raffinierten Wechselspiel von Enthüllen und Verbergen entfaltet. Das Kind, das in Bagdad in die erste Klasse der Grundschule kam, als Saddam Hussein die »erste Klasse der Macht« erlangte, wie es im Buch heißt, hat den Diktator und seine Schreckensherrschaft überlebt – im Roman und in der Realität. ::

»Eine gute Literatur hat keine Nationalität – Punkt. Kunst ist obdachlos.«

Die Dramatikerin Nino Haratischwili

Von Lerke von Saalfeld

Aus Georgien stammt die Schriftstellerin, aus einem Land, das sechs Millionen Bürger hat – mit einer eigenen Sprache und Schrift, die weder slawischen noch indoeuropäischen Ursprungs ist, sondern auf das Alt-Aramäische zurückgeht. »Wir sind ein uraltes Volk, ein uraltes Land«, betont Nino Haratischwili, und dennoch hat sie es mit zwölf Jahren zum ersten Mal verlassen. Seit 1989 gebeutelt durch Kriege für die Unabhängigkeit, hat jede Familie des Landes Schaden genommen. Die Eltern der Autorin suchten Arbeit im Ausland; der Vater ging in die Ukraine, die Mutter zog in eine westfälische Kleinstadt und nahm die Tochter mit. Nach zwei Jahren floh die Tochter allerdings zurück nach Tiflis. Sie war das laute und quirlige Großstadtleben gewöhnt und vermisste die georgische Großfamilie. »Das Wort ›Privatsphäre‹ gibt es im Georgischen nicht, und dementsprechend kann man sich vorstellen, wie es in Deutschland im ländlichen Milieu ist: Bauernhöfe, ruhig, alles ist geplant und durchstrukturiert. Noch dazu auf einer evangelischen Schule. Das war nicht so einfach.«

Nino Haratischwili wurde 1983 in Tiflis geboren und besuchte dort eine besondere, linke, undogmatische Schule, deren Gründer ein Germanist war, der Lehrer aus Deutschland und der Schweiz anwarb; so lernte die Schülerin bereits ab der 2. Klasse die deutsche Sprache und wurde früh mit deutschsprachiger Literatur vertraut gemacht. Sie lebte bei der von ihr verehrten Großmutter, die heimlich unter dem Tisch

Bulgakow las, heimlich deshalb, weil Lesen als Müßiggang galt.

Im fremden Deutschland hatte Nino Haratischwili sich in die Literatur verkrochen und zu schreiben begonnen. Als sie mit vierzehn Jahren nach Tiflis zurückkehrte und feststellen musste, dass das aus der Ferne idealisierte Georgien der Wirklichkeit nicht mehr standhielt – sie hatte sich verändert und das Land hatte sich verändert –, da blieben die Literatur und das Schreiben ihre innere Heimat. An der Schule in Tiflis gab es einen Schüleraustausch mit der Theater-AG einer Bremer Schule, die – was könnte es anderes sein – den *Kaukasischen Kreidekreis* von Bertolt Brecht im Gepäck hatte. Nino wurde vom Lehrer aufgefordert, ihrerseits ein Theaterstück für die Gegeneinladung zu verfassen. Das Schreiben und die Theaterarbeit ließen sie nicht mehr los. Nach dem Abitur in Tiflis nahm sie ein dreijähriges Studium der Filmregie auf und gründete gleichzeitig eine freie, zweisprachige Theatergruppe, »Das Fliedertheater«.

»Es machte Spaß, pathetisch sein zu dürfen.«

Das Leben in Tiflis wurde ihr zu eng; die Strukturen an der Hochschule waren verkrustet, die Gesellschaft war gelähmt und apathisch durch die fortwährenden Unruhen. Die Studentin wollte sich entfalten, frei denken und frei handeln können. Also entschied sie sich



Die Theaterarbeit lässt Nino Haratischwili seit ihrer Schulzeit nicht mehr los.

zum zweiten Mal zum Aufbruch. Sie beschloss, nach Deutschland umzusiedeln, der Sprache wegen und auch weil ihre Mutter hier immer noch lebt. An der Akademie der Hamburger Hochschule für Musik und Theater erhielt sie einen Studienplatz für Schauspielregie und beendete nach vier Jahren 2007 ihr Studium mit einem Stück über Medea, »Mein und dein Herz«, das sie persönlich in Hamburg auf Kampnagel inszenierte.

Da war sie wieder angekommen im alten Kolchis an der Schwarzmeerküste. Medea ist in ihrem Stück eine große, archaische Frau, die nicht durch Magie fasziniert, sondern durch die Unbedingtheit ihrer Liebe. Die junge Autorin verzichtet auf jede Aktualisierung des alten Stoffes, denn sie möchte den wuchtigen Euripides nicht zu einem kleinkarierten Ehedrama unserer Gegenwart verkommen lassen. Sie wählt bewusst eine strenge, antikisierende Sprache, um dem Geschehen Würde zu verleihen. Wünsche und Träume, die Sehnsucht nach einer unverbrüchlichen Liebe beseelen das Drama, in dem Jason kein »kaltblütiges Arschloch« ist,

sondern ebenso wie Medea an der Wirklichkeit zerbricht: Er tötet sich, Medea stößt sich ein Messer ins Herz, nur Glauke überlebt. Der Kommentar der Autorin: »Es machte Spaß, pathetisch sein zu dürfen.«

In den letzten Jahren hat Nino Haratischwili fast wie im Rausch Theaterstücke geschrieben und teilweise selbst inszeniert. Sie war und ist an vielen deutschen und österreichischen Bühnen erfolgreich, denn ihre Stücke treffen den Nerv der Zeit, ohne gefällige Erwartungen von »cooler« Jugendlichkeit zu bedienen. Ihre Personenkonstellationen sind eigenwillig und überraschend; meist enden ihre Stücke mit einer unerwarteten Wendung, die das gesamte Geschehen in ein neues Licht taucht; ihre Figuren sind poetisch und hart zugleich, sie trotzen der Bürgerlichkeit und suchen nach einem eigenen Weg zum Glück.

2007, beim Heidelberger Stückemarkt, richtete sie eine szenische Lesung ein. Ein Jahr später wurde sie für ihr Schauspiel *Liv Stein* in Heidelberg mit dem

Autorenpreis ausgezeichnet. Liv Stein ist eine alternde, hoch gefeierte Pianistin, die sich nach dem Tod ihres Sohnes aus der Welt zurückzieht und im Dreck verkommt. Früher hat sie nur für die Musik gelebt, nun ist alles sinnlos geworden, ihren Flügel hat sie im Keller eingemottet.



Plötzlich taucht eine junge Frau auf, die bei ihr Klavierunterricht nehmen möchte und der Klaviervirtuosin als Entgelt Geschichten aus dem Leben ihres Sohnes erzählt, mit dem sie angeblich auf demselben Internat war. Nino Haratischwili schürzt eine sublimale Geschichte um die bange Frage, wie es sich aufrichtig leben lässt. Durch ihre eigene Begabung ermutigt die junge Frau Liv Stein, doch wieder aufzutreten. Es kommt zu einem gemeinsamen Konzert - und endet in der Katastrophe. Wenn alles einem glücklichen Ausgang entgegenzustreben scheint, dann setzt die Autorin einen kakophonischen Akkord. Harmonie ist ihr trügerisch.

So ist es auch in dem Stück »Z« aus dem Jahr 2006. Darin treffen sich zwei Studenten nächtens in der Akademie, sie sind dort eingesperrt, der Pförtner ist längst aus dem Haus. Die Studentin Lea hat sich bewusst einschließen lassen, um die Ruhe und Stille des verlassenen Gebäudes für sich zu haben, der Student Tizian hat aus Versehen die Schließzeit verpasst und müsste dringend zum Geburtstag seines Vaters. Zwischen den beiden entwickelt sich ein surrealer Dialog über den Sinn des Lebens, über die Fähigkeit, sich dem Unvorhergesehenen zu stellen und sich aufeinander einzulassen. Die selbstbewusste Lea, die den Abend zu genießen scheint, will Tizian davon überzeugen, das Leben nicht in Rituale zu zwingen. Nachdem Lea verschwunden ist, entdeckt Tizian plötzlich, dass sie in ihren Rucksack nicht nur Wein und Essen für die Nacht

eingepackt hat, sondern dass sich darin auch eine Unmenge von Tabletten, ein Messer und ein Seil befinden - als Hilfsmittel zum Selbstmord.

»Prosa ist wie eine Ehe und Theaterstücke sind wie Liebhaber.«

Nino Haratischwili spielt kunstfertig mit den Absurditäten des Lebens, sie versteht es meisterhaft, Dialoge spannungsreich aufzubauen. Dabei geht es ihr immer um die Ausgangsfrage »Wie kann man anders sein und trotzdem gemeinsam - die Frage nach Ich und Du. Man ist immer das Du für den anderen, und wann gibt es einen Punkt, dass es ein Wir wird«. Sie stellt Konflikte dar, die alle beschäftigen, die die Welt bewegen - Liebe, Einsamkeit, Gewalt, Abhängigkeit, Fremdheit - stellt sie aber in einen künstlichen Kontext, um die Wirklichkeit desto schärfer zu beleuchten. Mit dem Bonus »jung, weiblich, exotisch« kann sie nichts anfangen. Sie möchte daran gemessen werden, was sie zu sagen und theatralisch mitzuteilen hat. Lange hat sie sich deshalb auch geweigert, ein Theaterstück über Georgien zu schreiben, bis sie es schließlich gewagt hat und 2007 ihr Stück »Georgia« am Hamburger Lichtoftheater zur Aufführung brachte. Dafür erhielt sie den Rolf-Mares-Preis in der Kategorie »Außergewöhnliche Inszenierung«. Das Stück erzählt die Rückkehr einer in Deutschland lebenden, jungen georgischen Fotografin, die in Tiflis dem Tod ihrer vor fünfzehn Jahren gestorbenen Mutter auf die Spur kommen möchte. Sie stößt auf eine Mauer des Schweigens, die alten Leiden sollen ruhen, die politischen Wirren und Verstrickungen bedrücken nur. Die junge Frau will es wissen, lässt nicht locker und enthüllt feinfühlig und ohne sich selbst zu schonen das Schicksal ihrer Mutter.

Die georgische Herkunft holt Nino Haratischwili immer wieder ein. Als sie im Sommer 2008, wie jedes Jahr, in ihre Heimatstadt reiste, brach der Krieg mit Russland aus. Sie hat in dieser Zeit ein Kriegstagebuch verfasst, darin schreibt sie: »Ich lebe im Westen, ich pendle zwischen den Welten: zwischen meiner Arbeit in Deutschland und den heißen georgischen Sommern. Der Krieg ist mir dennoch nicht fern... Wir erinnern uns an unsere Jugend in einem freien, aber armen und korrupten Land unter Schewardnadse. Wir erinnern uns an die Rosenrevolution und die ganzen Umwälzungen, die darauf folgten. Sie waren nicht ohne Fehler und immer noch fern von europäischer Demokratie.



bücher

- :: **Der Cousin und Bekina.** Berlin: Katzengraben-Presse, 2001
- :: **Georgia / Liv Stein.** Zwei Stücke. Frankfurt am Main: Theaterbibliothek im Verlag der Autoren, 2009
- :: **Juja.** Roman. Berlin: Verbrecher Verlag, 2010

Aber es waren unsere Umwälzungen. Ohne Nachhilfe von russischen Panzern. Man nennt uns Kinder der verlorenen Generation.«

Nun hat Nino Haratischwili, die mit ihren Theaterstücken schon so erfolgreich ist, einen Roman geschrieben, der im März unter dem Titel *Juja* erschienen ist. Zwei Jahre hat sie an diesem Werk gearbeitet und es als eine Herausforderung verstanden: »Prosa ist wie eine Ehe und Theaterstücke sind wie Liebhaber, so schnell und flüchtig. Bei der Prosa kann man eher scheitern.« Der Stoff ist voller geheimnisvoller Begebenheiten und Zufälle. In *Juja* geht es um eine wahre Geschichte, die die Autorin zufällig entdeckt hat. Anfang der fünfziger Jahre schreibt eine junge, siebzehnjährige Frau in Paris einen Roman über den Überdruß am Leben und wirft sich anschließend vor einen Zug. Ein Mythos entsteht, vierzehn Frauen folgen ihrem Beispiel – der Werther-Effekt – und nehmen sich ebenfalls das Leben.

Daraus strickt Nino Haratischwili ein aufregendes Geflecht über Wirklichkeit und Wahn, angelegt auf verschiedenen Ebenen des Erzählens und des Erinnerns. Vieles bleibt ungewiss, wie vielleicht auch das Dasein der Autorin, die am liebsten wie eine Nomadin durch das Leben zieht. Nur eins scheint gewiss: »Tiflis ist meine Kindheit, ist meine Familie. Es ist ein Zuhause, aber es ist etwas Vergangenes wie Tschechows Kirschgarten. Es ist ein Zuhause, umweht von einer sentimentalen Aura, aber trotzdem ist es ein Ort, von dem ich weiß, da werde ich immer wieder hingehen.« ::



Chamisso – wohin?

Rückblick auf ein Symposium in Marbach



Von Klaus Hübner

Unter dem erwartungsfroh stimmenden Titel »Chamisso – wohin? Über die deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt« veranstaltete die Robert Bosch Stiftung Ende November 2009 ein wissenschaftliches Symposium. Kooperationspartner und Gastgeber war das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar, dessen Direktor Ulrich Raulff rund vierzig Experten begrüßen konnte, viele von ihnen Germanisten in- und ausländischer Universitäten. Warum dieses Symposium? Es ging natürlich um den Adelbert-von-Chamisso-Preis und um die literarischen Werke der bisherigen Preisträger, aber es ging auch darum, wie und wohin sich die vorläufig und praktischerweise mit »Chamisso-Literatur« bezeichnete Gegenwartsliteratur in den nächsten Jahren entwickeln könnte.

Der Hintergrund dieser Expertentagung ist schnell skizziert: Literarische Werke in deutscher Sprache, geschrieben von Autoren, deren Muttersprache nicht die deutsche ist und deren Biografie nicht allein durch den deutschen Sprach- und Kulturraum geprägt worden ist, haben speziell in den letzten zehn Jahren mehr und mehr Anerkennung gefunden und werden heute als wesentlicher Bestandteil der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur betrachtet. Sprachkünstler wie Emine Sevgi Özdamar, Ilma Rakusa, Terézia Mora, Zsuzsanna Gahse, Yoko Tawada, Feridun Zaimoglu, Artur Becker, Saša Stanišić oder José F. A. Oliver sind aus dem literarischen Leben Deutschlands, Österreichs und der Schweiz nicht mehr wegzudenken.

In den letzten Jahren hat man in der Wissenschaft, den Medien und der Öffentlichkeit die Werke solcher Autoren oft als »inter-« oder »transkulturelle Literatur« bezeichnet, auch als »Migrations-« oder »Migrantenliteratur«. Doch werden diese Bezeichnungen dem sich

immer vielfältiger entwickelnden Phänomen gerecht? Was ist das Besondere daran? Was unterscheidet sie von anderen Strömungen und Tendenzen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur? Welche Themen, Stoffe und Motive, welche Strukturen, welche sprachlichen Formen, welche Kontexte machen sie unverwechselbar? Und eben vor allem: Wohin könnte sich diese Literatur in Zukunft bewegen?

Eröffnet wurde das Symposium mit einer Rede von Ilija Trojanow, der den Chamisso-Preis im Jahr 2000 erhalten und seitdem eine rasante literarische Karriere gemacht hat. Ihr fast schon programmatischer Titel lautete: »Migration als Heimat. Von den literarischen Früchten vermeintlicher Verluste«. Trojanow, der sich von Ovid über Joseph Conrad und viele andere Autoren der Weltliteratur zu den Chamisso-Preisträgern des letzten Vierteljahrhunderts vorarbeitete, schlug vor, der vielgestaltigen Literatur der »Chamisso-Autoren« eine ähnliche literaturgeschichtliche Rolle zuzuweisen, wie sie einst der jüdisch-deutschen Literatur zugekommen sei. »Denn beide sind beseelt von einer weltoffenen, flexiblen, vielschichtig geprägten Intellektualität. Wahrlich, es gibt keine Chamisso-Literatur mehr, sondern nur das Hineinwachsen der deutschsprachigen Literatur ins Weltliterarische mit Hilfe der Agenten der Weltläufigkeit und Mehrsprachigkeit«.

War das bereits die von manchen Zeitgenossen heimlich herbeigewünschte Provokation? Für die mit der Materie vertrauten Zuhörer bestimmt nicht; für manchen Medienvertreter vielleicht schon. Aber es war sicherlich ein produktiver Denkanstoß, auf den dann in den Diskussionen der folgenden Tage mehrfach zurückgegriffen werden konnte. Und lebhaft



Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar trafen sich im November 2009 die Chamisso-Experten zu einer Tagung.

Debatten gab es, nicht nur nach Trojanows Rede oder nach den Kurzreferaten vom Tag darauf, sondern auch in den Pausen, bei den Abendessen oder beim abendlichen Spaziergang in der Marbacher Altstadt. Dass es intensiv und konzentriert um die Sache ging, wird bereits daran deutlich, dass nicht weniger als vier wissenschaftliche Vorträge an einem einzigen Vormittag angesetzt waren. Das war auch gut so: Diese Referate ergänzten einander und brachten die vielfachen Diskussionen um die »Chamisso-Literatur« auf den Punkt. Und brachten sie auch weiter.

Dieter Lamping, Komparatist aus Mainz, betitelte sein Referat »Deutsche Literatur von nicht-deutschen Autoren« und brachte bereits damit zum Ausdruck, dass er den Begriff »Chamisso-Literatur« für missverständlich hält. Im Rückgriff auf Thomas Manns berühmten Essay von 1911 mit dem schlichten Titel *Chamisso* wies er darauf hin, dass niemals recht klar war, was eigentlich »deutsch« sei, und schon gar nicht, was man unter »deutscher Literatur« zu verstehen habe. Die spätestens 1772 mit Isachar Falkensohn Behr – nicht erst mit Chamisso – beginnende Reihe von zwei- oder mehrsprachigen Autoren der deutschen Literatur zeige, so Lamping, dass es »keineswegs ungewöhnlich oder unerhört« ist, wenn ein Ausländer Deutscher wird – und manchmal sogar ein deutscher Dichter. Vielmehr gelte es, »die überkommenen Vorstellungen von einer deutschen Nationalliteratur« in Frage zu stellen, denn von einer ethnischen oder sprachlichen Einheitlichkeit deutscher Literatur könne von Anfang an keine Rede sein. »Zu ihr gehören seit dem 18. Jahrhundert biogra-

fisch oder literarisch bilinguale Autoren und Autorinnen, Migranten, Emigranten und Exilanten«. Die deutsche Literatur sei »nie sehr deutsch« gewesen, »und auf gar keinen Fall war sie nur deutsch«. Die Texte von Autoren mit anderer Muttersprache seien einfach »ein Teil der offensichtlichen Internationalität der deutschen Literatur«. Wie man diese Literatur allerdings knapp und prägnant benennen könnte, bleibe eine offene Frage.

Auf die »Traditionen mehrkultureller und mehrsprachiger Literatur in den deutschsprachigen Ländern« machte auch Karl Esselborn aufmerksam. Nur eine »transnational und kulturwissenschaftlich erweiterte Germanistik«, die hierzulande leider erst in Ansätzen existiere, könne dieser Literatur adäquat begegnen, sagte der dem Chamisso-Preis eng verbundene Münchener Dozent für Interkulturelle Germanistik in seinem Vortrag über »Repräsentanten des Fremden in einer (nicht nur) deutschsprachigen Literatur«. Am Beispiel von Yüksel Pazarkaya, Rafik Schami, Yoko Tawada, Zafer Şenocak, Feridun Zaimoglu und anderen Chamisso-Preisträgern machte Esselborn deutlich, dass und weshalb die meisten Germanisten nicht dazu imstande seien, die »Chamisso-Literatur« als »eigenständige hybride Neuschöpfung mit einer eigenen ›interkulturellen‹, ›rhizomatischen‹ Poetik« zu verstehen.

Immacolata Amodeo, Literaturwissenschaftlerin und Mit-Initiatorin des Bremer »Globale«-Literaturfestivals, skizzierte in ihrem Vortrag »Literaturen der Migration. Ein Vergleich« jüngere Entwicklungen in der italienischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Literatur und entwickelte ein Kriterienraster, das diese Tendenzen miteinander vergleichbar macht. Mit Blick auf die deutschsprachige »Literatur der Migration« im 20. Jahrhundert wies sie auch auf eine deutsche Besonderheit hin: »Diese Literatur setzte die sprachliche und literarische Staatsbürgerschaft an Stelle der (ausgebliebenen) politischen«.

Mit den »Metaphern der Migration« beschäftigte sich der vierte Vortrag, in dem Moray McGowan, der aus Dublin angereist war, das spezielle Interesse der sogenannten »Auslandsgermanistik« an den Autoren und Werken der »Chamisso-Literatur« herausstellte. Der »Blick von außen«, mit dem viele ihrer Autoren auf gesellschaftliche und politische Geschehnisse in den deutschsprachigen Ländern schauten, öffne die oft zu enge und zu bequeme »Binnenperspektive« und mache ihre Werke gerade für Forscher interessant, die selber im Interkulturellen zu Hause sind.

Die anregenden Themen und Thesen der Vorträge beschäftigten auch die drei Arbeitsgruppen, zu denen sich die Symposiums-Teilnehmer rasch zusammenfanden. Man diskutierte nicht nur über formale, sprachliche und thematische Charakteristika der »Chamisso-Literatur«, über deren Rezeption und ihre soziokulturelle Bedeutung oder über ihre aktuellen Trends und Tendenzen – vor allem lernte man einander näher kennen und tauschte Erfahrungen aus. Man stellte überraschende Verbindungen in der Beschäftigung mit »Chamisso-Literatur« fest, und es funkelte und blitzte oft bei diesem regen Gedankenaustausch, bei dem sich deutsche Perspektiven mit italienischen, französischen, slowakischen, griechischen, türkischen, britischen oder nordamerikanischen produktiv kreuzten. Und dieser vielgestaltige Austausch, aus dem auch Anstöße zu zukünftigen Veranstaltungen hervorgingen, setzte sich im Plenum fort.

Am Abend stellte Walter Schmitz das Konzept des von ihm und seinen Mitarbeitern am Mitteleuropa-Zentrum der TU Dresden erarbeiteten Handbuchs über die *Migrationsliteratur im deutschsprachigen Raum seit 1945* vor, dessen Erscheinen für 2010 geplant ist. Das von der Robert Bosch Stiftung intensiv geförderte Werk wird in seinem systematischen Teil alle Aspekte des Themas ausführlich darlegen und damit kulturwissenschaftliche Basisarbeit leisten, auch in seinem bibliografischen Teil. Vor allem aber wird das Handbuch grundlegend und zuverlässig über Autoren und Werke Auskunft geben – nicht weniger als 234 Autorennamen umfasst der lexikalische Teil, und womöglich kommen in diesem Jahr noch einige hinzu. Schmitz betonte die enge Verbindung zwischen der »Chamisso-Sachkompetenz« in Dresden, wo Chamisso-Preisträger die seit dem Jahr 2000 bestehende Poetikdozentur zu einem attraktiven akademischen Event haben werden lassen, und dem in Stuttgart und Marbach gesammelten Wissen – eine Verbindung, die der diffizilen Arbeit am Handbuch sehr zugute komme. Deutlich wurde auch: Auf das Erscheinen dieses Kompendiums darf man sich nicht nur in akademischen Kreisen freuen.

Der letzte Symposiumstag bündelte die vielfältigen Debatten um Gegenwart und Zukunft der »Chamisso-Literatur«. Bei einer abschließenden Podiumsdiskussion wies vor allem Franco Biondi, Adelbert-von-Chamisso-Preisträger des Jahres 1987, auf die hohe »Sprachaufmerksamkeit« hin, die die meisten deutschsprachigen Werke von Autoren aus aller Welt auszeichne. Es ge-

linge den im Literaturbetrieb der deutschsprachigen Länder immer fester verwurzelten »Chamisso-Autoren« gegenwärtig »eindeutig« am besten, »eine eigene Sprache und einen eigenen Kosmos« zu entwickeln, betonte Florian Höllerer, der Leiter des Stuttgarter Literaturhauses und langjährige Juror des Chamisso-Preises. Monika Straňáková, eine an der slowakischen Universität Nitra arbeitende und mit dem Thema bestens vertraute Germanistin, und auch Walter Schmitz stellten noch einmal heraus, dass sich die Rezeption der »Chamisso-Literatur«, vor allem die der Literaturkritik, mit deren realer Vielfalt oft »noch nicht auf gleicher Höhe« befinde. Wenn Kritiker selbst heute noch eine irgendwie eigentliche »deutsche Literatur« gegen die »Chamisso-Literatur« meinten ausspielen zu müssen, dann hätten sie das Wesentliche an den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte nicht gesehen und nicht erkannt. Der Tenor der Marbacher Podiumsdiskussion lässt immerhin hoffen, dass Besserung in Sicht ist, bei der Literaturwissenschaft ebenso wie bei der Literaturkritik.

Zum Abschluss des Symposiums erwartete die Teilnehmer noch eine ganz besondere Erfahrung: die maßgeblich von der Münchner Germanistin Irmgard Ackermann zusammengetragene Sammlung zur »Chamisso-Literatur«, die die Robert Bosch Stiftung vor einigen Jahren in Marbach eingerichtet hat. Jutta Bendt, als Leiterin der Bibliotheksabteilung für diese Dokumentation zuständig, begleitete die Teilnehmer in die »Katakomben« des Deutschen Literaturarchivs, erläuterte ihnen wichtige Aspekte ihres Arbeitsfeldes und zeigte ihnen unter anderem Zeugnisse aus den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Franco Biondi staunte nicht schlecht, als er bestens konservierte Flugschriften in Händen hielt, die er mit Rafik Schami, Gino Chiellino und anderen Kollegen vor fast vierzig Jahren verfasst hatte. Diese umfangreichen, die Entwicklung des Adelbert-von-Chamisso-Preises und seiner Literatur seit ihren Anfängen in allen Facetten dokumentierenden Archivalien könnten besser nicht aufbewahrt sein, und für die meisten der versammelten Experten war angesichts der präsentierten »Schätze« klar, dass sie nicht zum letzten Mal auf der Marbacher Schillerhöhe gewesen sind. Denn wer sich intensiv mit der »Chamisso-Literatur« beschäftigen möchte, der muss ins Deutsche Literaturarchiv kommen.

1985

Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)

1986

Ota Filip

1987

Franco Biondi
Gino Chiellino

1988

Elazar Benyoetz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989

Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)

1990

Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991

Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992

Adel Karasholi
Galsan Tschinag

1993

Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)

1994

Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995

György Dalos
László Csiba (Förderpreis)

1996

Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997

Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe)

1998

Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999

Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)

2000

Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001

Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002

SAID
Catalin Dorian Florescu
(Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)

2003

Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004

Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)

2005

Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)

2006

Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)

2007

Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)

2008

Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarić (Förderpreis)

2009

Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta
(Förderpreis)

2010

Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)

Mehr über sämtliche
Chamisso-Preisträger finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/chamissopreis



noutăți nowości neuigkeiten

Neuerscheinungen:

Elazar Benyoëtz, *Scheinheilig. Variationen über ein verlorenes Thema*. Wien: Braumüller, 2009
Ders., *Vielzeitig. Briefe 1958-2007*. Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 2009

Gino Chiellino, *Landschaften aus Menschen und Tagen*. Gedichte. Edition Lyrik Kabinett. München: C. Hanser Verlag, 2010

Dimitré Dinev, *Barmherzigkeit. Unruhe bewahren*. Anachronistische Themen - neu gedacht. St. Pölten: Residenz Verlag, 2010

Zsuzanna Gahse, *Liedrige Stücke*. Erweiterte und verbesserte Auflage. Warmbronn: Verlag Ulrich Keicher, 2010

Luo Lingyuan, *Wie eine Chinesin schwanger wird*. Roman. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2009

Sudabeh Mohafez, *brennt*. Roman. Köln: DuMont Buchverlag, 2010
Ders., *das zehnzehnenbuch*. Kürzeßprosa. Dresden: Edition Azur 2010

José F. A. Oliver, *fahrtenschreiber*. Gedichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2010

Ilma Rakusa, *Mehr Meer*. Erinnerungspassagen. Graz/Wien: Literaturverlag Droschl, 2009

Said, *Ruf zurück die Vögel*. Gedichte. München: C. H. Beck Verlag, 2010

Zafer Şenocak, *Der Pavillon*. Roman (übersetzt von Helga Dağyeli-Bohne und Yildirim Dağyeli). Berlin: Dağyeli Verlag, 2009

Michael Stavarič, *Europa. Eine Litanei*. Reihe Prosa Band 4. Idstein/Berlin: Kookbooks, 2010

Ilija Trojanow, *Oberammergau. Richard F. Burton zu Besuch bei den Passionsspielen* (deutsch/englisch). Hamburg: Arche Verlag, 2010
Ders., *Angriff auf die Freiheit. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte* (mit Juli Zeh). München: Hanser Verlag, 2009

Feridun Zaimoglu, *Hinterland*. Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2009

Natascha Wodin wurde für ihren jüngsten Roman *Nachtgeschwister* im November 2009 mit dem Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau in Hessen ausgezeichnet. Sie erhielt die mit 10000 Euro dotierte Ehrung zum zweiten Mal. 1989 war ihr Roman *Einmal lebt ich* von der Jury als ein sprachlich herausragendes literarisches Werk gewürdigt worden, das die Erinnerung an das sprachwissenschaftliche Wirken von Jakob und Wilhelm Grimm lebendig erhält.

Emine Sevgi Özdamar wurde am 18. Januar 2010 die Carl-Zuckmayer-Medaille »für Verdienste um die deutsche Sprache und um das künstlerische Wort« verliehen. Ihre Literatur leiste einen wichtigen Beitrag für mehr Toleranz zwischen den Kulturen und Religionen, und dies sei ganz im Sinne Zuckmayers, sagte der Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz, Kurt Beck, während einer Feierstunde im Großen Haus des Mainzer Staatstheaters.

György Dalos erhält am 17. März 2010 den mit 15000 Euro dotierten Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung, der vom Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst und der Stadt Leipzig gestiftet wurde und traditionell zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse verliehen wird. Ausgezeichnet wird der in Berlin lebende ungarische Schriftsteller und Historiker für sein bisheriges Lebenswerk und besonders für sein letztes Buch *Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa* (2009).

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, die berühmte Erzählung von Adelbert von Chamisso, erscheint im Frühjahr 2010 in zwei neuen Ausgaben mit den Farbholzschnitten von Ernst Ludwig Kirchner, im Kölner DuMont Verlag und bei Reclam in Ditzingen.

Auf der Leipziger Buchmesse 2010 werden Terézia Mora, Abbas Khider und Nino Haratischwili am 18., 19. und 20. März jeweils um 15 Uhr am ARTE-Stand aus ihren Werken lesen und mit Lerke von Saalfeld über ihre Bücher sprechen.

Angelegt - Der Garten meiner Kindheit lautet das Thema, zu dem auf Einladung von José F. A. Oliver sechs Chamisso-Preisträger Texte geschrieben haben, die im Mai 2010 in einer Sonderbeilage des *Literaturblatts Baden-Württemberg*

erscheinen. Fünf von ihnen – Maria Cecilia Barbeta wird dann im Ausland sein – werden im Rahmen des Literaturfrühlings der Landesgartenschau Villingen-Schwenningen am Samstag, den 5. Juni 2010, aus diesen Texten lesen, nachmittags einzeln in Privatgärten, abends um 20 Uhr auf der Großen Bühne: Artur Becker, Sudابه Mohafez, Ilma Rakusa, Tzveta Sofronieva, Feridun Zaimoglu und José F. A. Oliver.

Viele Kulturen – eine Sprache:

Innerhalb des Programms der Kulturhauptstadt RUHR.2010 gehen Chamisso-Preisträger im Ruhrgebiet an die Schulen. In Essen, Dortmund, Gelsenkirchen, Duisburg und Recklinghausen werden José F.A. Oliver, Que Du Luu, Zehra Çirak, Selim Özdoğan und Léda Forgó fünfmonatige Schreibwerkstätten an jeweils einer Schule durchführen, in denen sich Jugendliche mit ihrer Lebenssituation literarisch auseinandersetzen. Auf fünf öffentlichen lokalen Lesefesten und einer gemeinsamen großen Lesegala stellen sie im November 2010 die in einem »Ruhrgebietsroman« versammelten Ergebnisse vor. Darüber hinaus stehen (in einer Partnerschaft von Kulturhauptstadt RUHR.2010, Verein für Literatur Dortmund e.V., Kulturbüro der Stadt Dortmund und Robert Bosch Stiftung) Schullösungen weiterer Chamisso-Preisträger im gesamten Ruhrgebiet auf dem Programm. (www.essen-fuer-das-ruhrgebiet.ruhr2010.de)

Die Mitarbeiter dieser Chamisso-Ausgabe

Klaus Hübner arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Sigrid Löffler wuchs in Wien auf und studierte an der dortigen Universität Anglistik, Germanistik, Philosophie und Pädagogik. Sie war unter anderem Redakteurin der Tageszeitung *Die Presse* und des Nachrichtenmagazins *profil*, Feuilletonchefin der Wochenzeitung

Die Zeit und Herausgeberin des Magazins *Literaturen*. Einer großen Öffentlichkeit wurde sie durch »Das Literarische Quartett« bekannt.

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland. Mit seinem Foto von Maria Cecilia Barbeta im Chamisso-Magazin 1/2009 hat er den zweiten Platz in der Kategorie Porträt des obs-Awards gewonnen.

Lerke von Saalfeld ist promovierte Literaturwissenschaftlerin, sie lebt als Journalistin in Stuttgart und Berlin. Für Rundfunk und Fernsehen führt sie regelmäßig Interviews mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik. Seit langem liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Beschäftigung mit Schriftstellern nichtdeutscher Muttersprache. 1998 hat sie den Band *Ich habe eine fremde Sprache gewählt – ausländische Schriftsteller schreiben deutsch* veröffentlicht.

Hubert Spiegel ist Literaturkritiker und Deutschland-Korrespondent im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, deren Literaturressort er acht Jahre lang geleitet hat. Er ist Träger des Alfred-Kerr-Preises für Literaturkritik. Unter den vielen von ihm herausgegebenen Bänden sind *Lieber Lord Chandos. Antworten auf einen Brief* (2002), *Mein Lieblingsbuch* (2005) und *Kafkas Sätze* (2009).

Impressum

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers

Gestaltung
röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg

Fotos
Chris Korner (18/19)
Mathias Michaelis (19)
Yves Noir (1,5,6,7,8,9,11,12,13,15,16,17)

© 2010 bei den Autoren, Fotografen und dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de

arte

**ADELBERT-
VON-CHAMISSO-
PREIS 2010**

ARTE GRATULIERT DEN PREISTRÄGERN